

## Gastkolumne

# Völkerbund und Sicherheitsrat: 100 Jahre später, gleicher Fehler

Die Schweiz gehört nicht in internationale Gremien, die bei Konflikten zu entscheiden haben. Die Neutralität verbietet es



Paul Widmer

Vor hundert Jahren, am 16. Mai 1920, beschlossen Volk und Stände in einer heiss umkämpften Abstimmung, dem Völkerbund beizutreten. Die Meinungsbildung erfolgte quer durch die Parteien. Den Beitritt befürworteten der Bundesrat, viele Bürgerliche und vor allem die Welschen. Dagegen kämpften an vorderster Front General Ulrich Wille und Generalstabschef Theophil von Sprecher, flankiert von vielen Konservativen in der Deutschschweiz sowie von den Sozialisten. Das Volk nahm die Vorlage überraschend deutlich an. Aber das Ständemehr war mit 11,5 zu 10,5 Stimmen äusserst knapp. Auch Zürich und Basel-Stadt lehnten ab.

Die Annahme war ein Fehlentscheid. Dass ein Beitritt nicht gut herauskommen würde, konnte man schon im Voraus aus zwei Gründen erkennen. Der eine lag in der Schweizer Aussenpolitik, der andere im Völkerbund selbst, in dessen Fehlkonstruktion.

Grundlage unserer Aussenpolitik ist die permanente Neutralität. Diese lässt sich nun einmal nicht mit der Idee einer gemeinsamen Weltherrschaft vereinen. Das wussten viele, nicht nur in der Schweiz, auch in den Siegerstaaten des Ersten Weltkriegs. Deshalb wollten die Gründer die neutrale Schweiz nicht dabei haben. Für sie war klar: entweder Neutralität oder Völkerbund.

So geriet der Bundesrat in ein Dilemma. Er wollte liebend gern mitmachen, konnte aber die Neutralität nicht zum Schrott geben. Das hätte das Volk nie akzeptiert. Was tun? Die Regierung versuchte es mit einem Schlingerkurs: die Neutralität nicht aufgeben, aber verwässern. Im Londoner Protokoll von 1920 verpflichtete sich die Schweiz, die Neutralität nicht mehr integral anzuwenden, sondern differenziell. Das heisst, die Schweiz musste wirtschaftliche Sanktionen mittragen, aber keine militärischen.

Doch die theoretische Unterscheidung taugte nichts. Als der Völkerbund Sanktionen gegen das faschistische Italien erliess, brach sie wie ein Kartenhaus zusammen. Die Lage wurde für die Schweiz prekär. Seit Mitte 1937 trachtete der Bundesrat nur noch danach, sich aus den Fängen zu befreien in die er sich freiwillig begeben hatte. Aber so leicht war das nicht. Die Schweiz musste alle Hebel in Gang setzen, damit sie zur integralen Neutralität zurückkehren konnte. Denn die Sowjetunion widersetzte sich. Erst 1938, gerade noch rechtzeitig vor Kriegsausbruch, endete die neutralitätspolitische Odyssee. Bundesrat Giuseppe Motta, nie um hehre Worte verlegen, sprach von einem historischen Ereignis. Einmal mehr! So hatte er schon den Beitritt bejubelt. Sein Kollege Rudolf Minger, ein Berner Bauer mit Mutterwitz, sprach vom Ende eines Alldrucks. Das war wohl zutreffender.

Der zweite Grund: Der Völkerbund war nicht das, was er zu sein vorgab: eine Friedensorganisation. Im Grunde war er eine Fortsetzung der siegreichen Kriegskoalition. Die Unterlegenen wurden nicht - wie etwa auf dem Wiener Kongress 1815 - zur Teilnahme eingeladen, das kommunistische Russland auch nicht. Somit waren die beiden



Der Bundesrat musste 1937 alle Hebel in Gang setzen, damit die Schweiz zur integralen Neutralität zurückkehren konnte.

mächtigsten Staaten in Europa, Deutschland und Russland, zu Beginn ausgeschlossen. Zudem machten die USA nicht mit. Dass so etwas nicht gut herauskommen konnte, war ebenso offensichtlich wie dass die Schweiz in einer derart einseitigen Organisation nichts zu suchen hatte. Aber viele zogen es vor, ihren Träumen nachzuhängen.

Jetzt stehen wir vor einer ähnlichen Situation. Im kommenden Juli will der Bundesrat offiziell die Kandidatur für einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat für 2023/24 einreichen. Auch da wird nicht viel herauskommen. Neutralität und Sicherheitsrat vertragen sich nicht. Dem obersten Wächter über Krieg und Frieden obliegt, in Konflikten Partei zu ergreifen, der Schweiz, sich zu enthalten.

Die voraussichtliche Bilanz: Wenn es für die Schweiz gut läuft, läuft es schlecht für den Sicherheitsrat. In diesem Fall ist das Gremium, wie so oft, beschlussunfähig. Dadurch kommt die Schweiz ungeschoren davon. Sollte der Sicherheitsrat jedoch wider Erwarten handlungsfähig sein, etwa im Nahostkonflikt, dürfte die Schweizer Neutralität ins Zwielicht geraten.

Warum dieses Risiko eingehen? Genügt uns unsere Neutralität, ein Friedensinstrument im Interesse von allen, nicht mehr? Zudem steht ein Nachteil jetzt schon fest: unsere Aussenpolitik würde noch stärker polarisiert. Dies alles nur um der Eitelkeit zu fröhnen und um einen unbedeutenden Sitz zu bekommen, um den sich ohnehin fast niemand bewirbt. Karl Marx meinte, die Geschichte wiederhole sich zweimal, das erste Mal als Tragödie, das zweite Mal als Farce. Wie recht er hatte.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.

## Medienkritik

## Wie man ein Interview nicht führen sollte



Aline Wanner

Basels Medienszene macht gerne mit Skurrilitäten von sich reden. So übte sich diese Woche Michael Bornhäuser, geschäftsführender Stiftungsrat von Telebasel, im Führen eines Fernsehinterviews. Sein Gast war Dr. Ueli Vischer, Anwalt und Verwaltungsratspräsident der Messe Schweiz, eines Unternehmens, das schon vor Corona in größeren Schwierigkeiten steckte.

Der Titel der Sendung lautete «Wie meistern Sie die Krise, Herr Vischer?» und liess vermuten, der Moderator möchte von Vischer etwas wissen. Bornhäuser, schnittiger Anzug, grosse Uhr, wollte jedoch primär erläutern, was er zur Messemisere denkt. Er dozierte: «Konferenzen werden zu Messen und Messen zu Konferenzen. Wir haben das Gefühl, oder ich habe das Gefühl, und ich bin viel auf diesen Konferenzen und auf diesen Messen gewesen, dass man das komplett e bissl verschlafen hat. Ein Beispiel zum Beispiel ist der World Mobile Congress in Barcelona. (...)» Rederekord am Stück: über zweieinhalb Minuten.

Bornhäusers wilden Ausschweifungen begegnete Vischer, ein Mann von vornehmer Zurückhaltung in leicht zu grossem, beigem Jackett, mit Wippen des Oberkörpers, säuerlichen Gegenbelehrungen und dem Hinweis: «Sie sollte eigentlich selber Chef von der Mässesellschaft wärde.»

Die Sendung wurde unfreiwillig zum Lehrstück, wie sich ein Moderator nicht verhalten soll: besserwisserisch, selbstgefällig und desinteressiert am Gegenüber. So, dass man sich als Zuschauerin dem Befragten, der sich eigentlich rechtfertigt, sofort näher fühlt. Nun kann man zur Verteidigung von Bornhäuser sagen: Er ist Investor, kein Journalist. Und nur wenige Laien haben auf Antrieb Talent für die Kunst der kurzen Fragen und konzis-lockeren Gesprächsführung.

Aber es gibt bekanntlich auch Profis, die sich selbst am liebsten reden hören. Wir erinnern uns an Roger Schawinski.

Aline Wanner ist Redaktorin beim Monatsmagazin «NZZ Folio».

## 49 Prozent

## Warum Männer positiver von ihrer Ex denken



Patrick Imhasly

Die Corona-Krise hinterlässt ihre Spuren auch dort, wo man es lieber nicht hätte. Laut Presseberichten sind in der chinesischen Stadt Xi'an, wo die Menschen zwei Monate lang isoliert lebten, die Scheidungsraten massiv gestiegen. Offensichtlich ist die Enge daheim nicht allen Paaren gut bekommen. Schon prophezeien uns Beziehungsexpertinnen, dieselbe Entwicklung sei auch hierzulande unvermeidlich. Als ob wir mit der Sorge um den Job, den ständigen Nachfragen der Kinder während des Unterrichts zu Hause und dem Verpassen der Sommerferien am Mittelmeer nicht genug Probleme hätten.

Des einen Leid, des andern Freud: Trennungen verschaffen nicht nur Paartherapeu-

ten ein sicheres und bestimmt schönes Auskommen, sie bieten auch Sozialpsychologinnen und Genderforschern ein unerschöpfliches Experimentierfeld. Und ein solches Team um Ursula Athenstaedt von der Universität Graz hat gerade Erstaunliches herausgefunden, wie in einem Fachblatt namens «Social Psychological and Personality Science» nachzulesen ist: Frauen lassen keine Gelegenheit aus, um über ihren Ex-Partner herzu ziehen, die Männer hingegen sind deutlich versöhnlicher. Zum ersten Mal, so die Forscher, habe man zeigen können, dass sich Männer und Frauen in ihrem Blick auf die oder den Ex unterscheiden. Mit anderen Worten: Wenn sie schimpft: «Dieser Mistkerl!», dann schwärmt er: «Wir hatten es wunderbar zusammen.»

Athenstaedt und ihre Kollegen entdeckten den bemerkenswerten Effekt, als sie rund 300 heterosexuelle Männer und Frauen nach ihren Einstellungen zum ehemaligen Partner befragten. Diese mussten beispielsweise beantworten, ob ihr Ex-Partner auch gute Züge an sich habe oder ob sie sich nervten, wenn sie nur schon an ihn oder sie dachten. Dabei hat sich gezeigt, dass Männer ihre Ex

grundsätzlich positiver bewerten, als das Frauen mit ihrem Ex tun. Weitere Untersuchungen an 600 anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern bestätigten diesen Befund. Und sie enthüllten pikante Details.

Die Männer erwiesen sich als permissiver in sexuellen Belangen - das bedeutet, sie gaben häufiger an, nicht in einer festen Beziehung zu einer Frau stehen zu müssen, um mit ihr Sex zu haben. Zudem zeigte sich, dass die Männer öfter sozialen Support von ihren Ex-Frauen erhielten als umgekehrt. Unter solchen Umständen sei nachvollziehbar, so das Forscherteam, dass sich die Männer ein positives Bild ihrer Ex-Partnerin bewahrten und alle Türen offenhielten: Vielleicht ergibt sich wieder mal die Gelegenheit für ein kleines Abenteuer und eine satte Portion Verständnis. Das Problem dabei ist, dass die Frauen völlig anders ticken: Sie machen in aller Regel ihren Ex und seinen miesen Charakter für das Scheitern der Beziehung verantwortlich. Nach dem Aus wollen sie nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Der Mensch ist ein Getriebener. Und auch sein Verhalten nach einer Trennung ist in den wenigsten Fällen das Ergebnis einer



Wenn sie schimpft: «Dieser Mistkerl!», dann schwärmt er: «Wir hatten es wunderbar zusammen.»

kühlen Kosten-Nutzen-Rechnung. Was also steckt hinter den festgestellten Unterschieden zwischen den Geschlechtern? Darüber können auch die Forscher um Ursula Athenstaedt nur rätseln. Gemäss ihrer Studie sieht es danach aus, als unterlägen die Frauen in erster Linie den Mechanismen genderbedingter Sozialisierung. Frauen sind nicht nur in praktischen, sondern auch in emotionalen Dingen unabhängiger als die Männer und können es sich deshalb eher leisten, bei einer Trennung aufs Ganze zu gehen. Die Männer hingegen ringen stärker mit den Kräften der Evolution. Anders als die Frauen investieren sie nur wenig, wenn sie sich fort-pflanzen. Dafür können sie ihre genetische Fitness steigern, indem sie möglichst viele Sexualpartnerinnen haben und zu diesem Zweck stets offen für ihre Ex bleiben.

Allerdings hat diese Strategie ihren Preis: Wenn es darum geht, sich wirklich neu zu verlieben, bleiben Männer dann öfter im Geflecht alter Beziehungen hängen. Man kann eben doch nicht alles haben.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Wissen der «NZZ am Sonntag».